Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 32 (1959-1960)

Heft: 5

Artikel: Mensch und Landschaft in der Gegenwartsdichtung der deutschen Schweiz

Autor: Reinhard, Walter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-851266

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizer Erziehungs-Rundschau

ST. GALLEN Nr. 5, Seite 85—104 AUGUST 1959

Mensch und Landschaft in der Gegenwartsdichtung der deutschen Schweiz

Von Walter Reinhard

Mensch und Landschaft — diese beiden Wörter tragen, zumal, wo sie zusammen genannt werden, so etwas wie Feierklang in sich. Beim Wort «Landschaft» sehen wir gleich eine schöne und vertraute Gegend vor uns: vielleicht den Bodensee mit seiner weiten, schimmernden Fläche, vielleicht ein Dorf in Graubünden zwischen schäumenden Wassern und zerklüfteten Bergwäldern.

Zugleich mit der Landschaft aber erblicken wir den Menschen, der zu ihr gehört: den Fischer, der seine Netze ins Wasser senkt, den Mähder oder Pflüger, der gleichmütig sein anstrengendes Tagewerk verrichtet, den Bergbauern, der sein Bündel Heu zu Tale führt, vielleicht auch den Beter in der Kirche und den freien Bürger an der Landsgemeinde.

Zu «Mensch» und «Landschaft» aber tritt noch ein drittes Wort hinzu, das in Verbindung mit den beiden andern Feierklang besitzt: das Wort «Dichtung». Mensch und Landschaft in der Dichtung, genauer in der Schweizer Dichtung der Gegenwart, und zwar in ihrer Lyrik, das ist es, was uns hier beschäftigen darf.

Auch der Dichter kennt Menschen und Landschaften, die ihm ans Herz gewachsen sind. Dennoch spricht er von ihnen im Kunstwerk nur, wenn zum bloßen Wohlgefallen und Vertrautsein noch etwas anderes hinzukommt: die Nötigung durch eine *Idee*. Damit ist nichts Intellektuelles gemeint. Die Idee kann bestehen in einem So-oder-so-Gestimmtsein des Dichters, in einer Lebenserfahrung, einem Ethos, einem kosmischen Gefühl. Wo er von keiner Idee gedrängt wird, wo ihn nichts bewegt, das sein Erlebnis von Mensch und Landschaft zu durchdringen, sich in ihm darzustellen vermag, da schweigt er sich aus, da wendet er sich anderen Stoffen zu — eben solchen, für die er in sich eine geheime Anziehungskraft verspürt.

Es kann also sehr wohl sein, daß bei manchem Dichter, der heute einen Namen besitzt, nicht viel für unser Thema zu holen ist, dafür aber viel Kostbares, das diesmal übergangen werden darf. Dies wiederum ermöglicht ein längeres Verweilen dort, wo im Gesamtwerk eines Lyrikers fast jedes Gedicht etwas von Mensch und Landschaft in sich aufgenommen hat. Vielleicht wird bei strenger Auswahl dessen, was in Frage kommt, das typisch Schweizerische oder typisch Gegenwärtige an unserer Lyrik nur umso deutlicher zu sehen sein.

Viel von Mensch und Landschaft — genauer: vom Menschen in der Landschaft — ist im Werk des Bauerndichters *Alfred Huggenberger* anzutreffen, der am Stephanstag des Jahres 1957 auf seinem Heimwesen in Gerlikon bei Frauenfeld den neunzigsten Geburtstag feiern konnte und noch als rüstiger Achtziger unter dem Titel «Der Bund mit dem Leben» bisher unveröffentlichte Gedichte mit solchen aus den vergriffenen Versbüchern «Hinterm Pflug» und «Erntedank» zu einem ländlichen Psalter vereinigt hat.

Wer ihn aufschlägt, findet darin als erstes das schöne Gedicht «*Wir Bauern*». In ihm spricht Huggenberger vom Menschen, nämlich von sich selber und seinem Beruf, aber nicht von sich allein, sondern von allen und für alle, die seinem Stande angehören und seinem Herzen nahestehen.

Wir Bauern

Wir Bauern sind keine erkorene Schar,
Wir tragen den Tag, wir tragen das Jahr;
Doch sind wir nicht Knechte der Arbeit nur,
Wir gehn auf der heimlichen Freude Spur.

Wir wissen, wie's der Frühling meint,
Wenn seine Sonne den Anger bescheint,
Wir hören im Wald der Immen Gesumm,
Das Herz will singen, der Mund bleibt stumm.

Wir atmen den Ruch der Scholle ein
Und müssen wieder stille sein.
Wir wischen den Schweiß uns vom Gesicht
Und blicken ins rote Morgenlicht.

Wir Bauern schaffen mit schwerer Hand,
Wir halten Sturm und Wetter stand.
Wir sehn, wie der Hagel die Halme fällt,
Der Acker wird schweigend neu bestellt.

Wir ahnen, was die Tanne klagt,
Wenn tief im Holz die Säge nagt.
Wir plaudern mit dem jungen Baum
Und gönnen ihm den Frühlingstraum.

Wir schaun nicht weit nach Ost und West,
Wir hangen am Heim, wir hangen am Nest.
Der Wohnstatt Friede, des Ackers Schweigen,
Sie sprechen zu dem nur, dem beide eigen.

Wir Bauern sind keine erkorene Schar,
Doch tausend Wunder tut jedes Jahr.
Das heimliche Glück schenkt heimlich nur,
Es wandelt gern auf einsamer Spur.

Zweimal, in der ersten und in der letzten Strophe, verkündet der Dichter die Wahrheit über das bäuerliche Leben, und er verkündet sie so, als ob der Stimmen viele es bezeugten:

Wir Bauern sind keine erkorene Schar.

Keine erkorene, das heißt doch wohl: keine beneidenswerte Schar. Warum nicht beneidenswert? Der Dichter vermag es in einer einzigen Zeile zu sagen: *Wir tragen den Tag, wir tragen das Jahr —*

und läßt uns dabei an jenes schwere, stets sich wandelnde Tagewerk, jene mühevollen, vom Jahreslauf bestimmten Verrichtungen denken, ohne die es kein Brot gäbe auf dem Familientisch.

Und nicht nur der Sinn dieser Zeile, auch das Gemessene ihres Dahinschreitens und der dunkle Laut ihrer Schritte läßt erahnen, wieviel dem Bauern aufgebürdet ist.

Aber nun spricht Alfred Huggenberger jenes entschiedene «Doch», das sein Lebensgeheimnis, genauer: das Geheimnis seiner Welt- und Lebensschau ausmacht:

Doch sind wir nicht Knechte der Arbeit nur,
Wir gehn auf der heimlichen Freude Spur.

Das ist das Neue, was der Bauerndichter der Welt zu verkünden hat. In ihm lebt das Ethos des aufschauenden Blicks. Neben dem Drückenden sieht er auch das Beglückende seines Berufes, neben der Härte der bäuerlichen Arbeit auch ihre Würde, neben den täglichen Mühen und Plagen auch die Freuden, die mit dem Leben im Rhythmus der Jahreszeiten, dem beständigen Überraschtwerden von den Wundern der Natur, dem Schaffen bei Wind und Wetter, dem Tätig-sein und Wieder-wartenmüssen verbunden sind.

Ja, er ist so erfüllt von dem heimlichen Glück, das ihm das Jahr beschert, wie von dem Hochgefühl dessen, der etwas auszuhalten vermag, daß er in der Schluß-Strophe schon nach der ersten Zeile sein «Doch» verkündet und sein Gedicht in ein freudiges Bekenntnis zu seinem Beruf ausklingen läßt — seinem Beruf, der den Sehenden von Wunder zu Wunder führt.

Das Gegenstück zu «*Wir Bauern*» ist das Gedicht «*Chor der Bäuerinnen*». In ihm kommen die Frauen zum Wort, läßt der Dichter auch sie von ihrem Schicksal, ihrem Beruf und Leben sprechen.

Chor der Bäuerinnen

Wir sind die Stillen im Lande,
Wir sind das vergessene Heer,
Wir streiten den Streit mit dem Leben
Schier ohne Rat und Lehr.

Wir tragen auf unsern Schultern
Des Werktags bleierne Last,
Wir ziehen Rosen im Garten
Und laden die Freude zu Gast.

Sie kommt nicht mit Festen und Kränzen,
Begehrt weder Dank noch Sold,
Sie blüht uns im Kinderlachen,
Sie reift uns im Erntegold.

Die Sonne ist unser Zeichen,
Sie bräunt uns Wange und Arm.
Wir kargen mit zuckernen Worten,
Auch schweigende Liebe hält warm.

Es ist in unsern Seelen
Viel Wissen und heimliche Not;
Die Erdkraft muß uns erlösen,
Der Lehre heiliges Brot.

Aus Bauernstamm und Boden
Stieg mancher zu Sieg und Glück.
Auf uns, auf die Stillen im Lande,
Fällt auch ein Schimmer zurück.

Niemand weiß besser als Alfred Huggenberger, was in seinem Beruf neben dem Manne auch die Frau zu leisten hat, und daß der Bauer ohne ihr treues Wirken in Haus und Hof, ihre Mithilfe auf dem Feld gar bald verloren wäre.

Aber er weiß auch, daß dieses Wirken der Welt verborgen bleibt, daß es ein Wirken in der Stille ist, ja daß nicht einmal jeder Bauer es zu sehen und zu würdigen vermag. Darum kann er in der ersten Strophe die Frauen von sich sagen lassen:

Wir sind die Stillen im Lande,
Wir sind das vergessene Heer.

Nun aber soll durch ihn alles offenbar werden: ihre Not und ihre Bewährung, ihr tapferes Ja zu einer Unsumme alltäglicher Pflichten und Aufgaben, ihre Anspruchslosigkeit, ihre Gabe, Freude zu genießen aber auch selber Freude zu stiften und mitten im Alltag der Schönheit eine Stätte zu bereiten, ihr stilles Lieben und Treu-sein, ihr Vertrauen auf die «Erdkraft» wie auf «der Lehre heiliges Brot».

Für beides — die Not der Bäuerinnen wie ihre Bewährung — hat Alfred Huggenberger in der zweiten Strophe die gültige dichterische Formel gefunden:

Wir tragen auf unsern Schultern
Des Werktags bleierne Last,
Wir ziehen Rosen im Garten
Und laden die Freude zu Gast.

Ein besonderes Wort der Bewunderung und des Dankes ist in seinem Werk der Mutter — der eigenen wie der fremden Bauernmutter — zugedacht.

Er preist in ihr jene Frau, die im Dienen und Tragen die Erste ist, für jedes Zeit hat, zu helfen und zu heilen versteht und auch der nüchternsten Arbeit ein Körnlein Freude beizumischen weiß.

Zwar hat sich gerade sein «*Lob der Hausmutter*» nicht zum eigentlichen Kunstwerk entfalten dürfen. Der Dichter zählt auf, statt zu gestalten, und manche Zeile ist von einer rührenden Unbeholfenheit. Dennoch wird es Gnade finden um des Erfülltseins willen, das aus ihm spricht. Man spürt das Bemühen, nichts zu vergessen oder um der Glätte des Verses willen wegzulassen.

Schön und ausgeglichen ist dagegen sein Gedicht «*Bauernerbe*», das allen seinen Lieben gilt — allen, die über die ererbte Scholle gegangen sind, und die ein hartes Leben nicht zu Knechten der Arbeit gemacht hat.

Aber sein Dank und seine Verbundenheit erstrecken sich nicht nur auf seine Nächsten. Als Bauer, der nicht dumpf in den Tag hinein lebt, denkt er in Geschlechtern, blickt er in jene fernen Zeiten zurück, da der Ahn neben dem Spaten auch das Schwert zur Hand haben mußte. In solchem Denken weiß er sich als der Erbe früherer Generationen, fühlt er sich Gott und den Vorfahren verantwortlich für sein Tun. Wenn er abends von der Arbeit heimwärts schreitet, fühlt er sich zuweilen von unsichtbaren Weggenossen begleitet — von der stillen Schar derer, die früher einmal den Grund bebaut haben, den er als Lehen nun betreut. «*Weggefährten*» heißt das Gedicht, darin er von solcher Begegnung zeugt, und von den Mächten, denen er sich verpflichtet weiß.

Besonders gern spricht Alfred Huggenberger von der Sinnen- und Herzensfreude, die ihm dieses oder jenes bäuerliche Werk bereitet, aber auch von den Fragen, die ihn plötzlich im Zug des Schaffens überfallen, und mit denen er sich stets aufs neue auseindersetzen muß.

Herrlich der Schwung, mit dem sein Gedicht «*Der Mähder*» beginnt:

Das schafft mir Lust: im Morgenwehn
In der Kette der Mähder zu stehn!
Frische Gesellen, zäh und stark,
Bloße Arme, gebräunt und voll Mark!
Wie die Sensen sirren und fliegen,
Breite Schultern im Takt sich wiegen!
Mit des Wetzsteins warnendem Lied
Tönt ein Jauchzer hell übers Ried.

Und wunderbar die Innigkeit des Gefühls am Anfang des zweiten Abschnittes im Bekenntnis:

Aber noch lieber mäh' ich allein,
Spät zwischen Sonnen- und Sternenschein,
Wenn im Zwielicht Feld und Auen
Wie ein träumend Antlitz zu schauen.

Großartig sodann der Aufbruch der Phantasie im nächtlichen Schaffen zwischen Traum und Wirklichkeit, und das Erwachen des Gewissens, wenn der Mähder sich als Riese fühlt, der alles zertritt, was unter seinen breiten Schuh zu liegen kommt, und alles versehrt, was mit den Halmen in seinen Fang gerät.

Noch deutlicher wird solches Sinnen im Gedicht «*Der Pflüger*» ausgesprochen. Der Bauer, so sagt Huggenberger, ist ein heimlicher Philosoph. Unversehens muß er bei der stillen Arbeit des Pflügens darüber nachdenken, mit welchem Recht er so vielen Wesen, die im Acker wohnen, das Leben raubt oder die Heimstatt zerstört:

Schreit' ich hinterm Pfluge her,
Fällt's mir ein von ungefähr:
Ei, wer gibt dir ein Recht dazu,
Tausend Wesen aus ihrer Ruh
Aufzustören? Elend und Pein
Trägst du ins stillste Reich hinein.

Und er leidet darunter, wenn er gewahr wird, was er angerichtet hat:

Grausamer Pflug! Was hast du getan,
Sieh das zerzauste Nest dort an!
Unter Blumen blau und rot
Liegen fünf Mäuschen, zerquetscht und tot . . .

Seine Schrullen erweisen sich also als Nachdenklichkeit, als Ausdruck des Mitgefühls und der Verantwortung nicht nur gegenüber jenen Tieren, die er als Arbeitsgenossen schätzt, sondern auch gegenüber der mannigfaltigen Kleinwelt von Mäusen, Käfern, Vögeln, die mit zu seinem Grund gehören.

Dem tüchtigen, traditionsbewußten, sich auf seiner Scholle behauptenden Landmann aber stellt Alfred Huggenberger den *entwurzelten Bauern* gegenüber, der seinen Hof verkaufen muß, sich nach ihm zurücksehnt, aber den Weg nicht findet und mit dem Hof auch seine Seele, sein wahres Selbst verloren hat.

Dann wieder spricht er — und er kann ihn nicht verstehen — vom Fahnenflüchtigen, jenem Bauern, der Hof und Beruf freiwillig verlassen und gegen ein bequemeres Leben eingetauscht hat.

Schließlich zeichnet er im Gedicht «*Dorfgenossen*» neben dem zufriedenen Landmann, der das innere Gleichmaß besitzt, auch jene Abarten des zielstrebigen, zähen, arbeitsamen Bauern: den Rakker und den Ehrgeizigen, die zwar in jedem Stand gedeihen, aber in der dörflichen Gemeinschaft ganz besonders leicht gesehen und als eine Entstellung des wahren Menschen empfunden werden.

Doch nicht dieses, sondern ein anderes, wahrhaft beglückendes Gedicht möge das letzte Wort Alfred

Huggenbergers in dieser Betrachtung bilden: das Gedicht «*Turner*».

Es enthüllt uns am bäuerlichen Menschen noch eine neue Seite: seinen Heimatstolz und Bürgersinn. Zugleich wird in ihm, mehr als in den andern, das Herzstück jener Landschaft sichtbar, in der er sich bewegt: das Dorf.

Turner

Mir tut das Herz vor Freude weh,
Wenn ich ein Trüpplein Jugend seh,
Das auf bekränzten Straßen zieht,
Vom Puls der Feststadt schon durchglüht.
Geraffter Schritt, die Fahne hoch,
Und doch ein Hauch von Landluft noch.

Gewichtig zeigt das Bannerbild
Der Dorfgemeine Wappenschild.
Im Zuge mancher sorgt und späht:
Ob ihr auch Spruch und Namen seht?
Der Jüngste schon, steif wie ein Bolz,
Trägt mit am guten Heimatstolz.

Ich seh ein Dörflein fern im Grund,
Die Stille ist mit ihm im Bund;
Heut schwillt sie, wie ein Bann so schwer,
Das Dorf kennt kaum sich selber mehr.
Es lauscht, es hält den Atem an:
Nun treten sie wohl auf den Plan —
Nun hebt es an, das große Spiel,
Sie mühn sich, aller Augen Ziel . . .

Die Nelken flüstern sonnenbang:
Ist das der alte Glockenklang?
Die Mägdlein binden Kranzgewind,
O, glückbereit, wie Mägdlein sind.
Ein Mütterchen sitzt auf der Bank,
Sie formt im Herzen Lob und Dank;
Ihr ist so viel an Trost geschehn,
Daß ihr die Augen übergehn:
Den, der heut stolz die Fahne trägt,
Hat sie als Wickelkind gehegt.

Sei froh, du Dorf im Ackertal,
Auch dich trifft heut ein Sonntagsstrahl!
Du trittst heraus aus Kram und Haft
In deiner Jungschar Saft und Kraft.

So lebt denn in allem, was Huggenberger als Bauerndichter sagt, ein Ethos: das Ethos der Treue gegenüber dem angestammten Grund und Beruf, der Verbundenheit mit Pflanze, Tier und Mensch, der Liebe zur Heimat im engern und im weitern Sinn, der Ehrfurcht vor dem Leben, des Fleißes in jedem Betracht und des aufschauenden Blicks, dem über der Härte der bäuerlichen Arbeit auch das Schöne nicht entgeht, das sie zu allen Jahreszeiten mit sich bringt.

Ähnliches ließe sich sagen von *Hans Schütz*, einem jungen Lehrer aus dem Kanton Bern, der 1949 als noch nicht Sechsunddreißigjähriger vor den Augen seiner Schüler ertrunken ist, von *Werner Weber*, der heute das literarische Wächteramt an der Neuen Zürcher Zeitung innehat, und von *Urs Martin Strub*, dem Nervenarzt, der seit kurzem eine Heilanstalt in Kilchberg bei Zürich, dem Kilchberg Conrad Ferdinand Meyers, leitet. Sie alle, die sie in der Jugend mit bäuerlicher Arbeit in Berührung gekommen sind, lassen in ihrer Lyrik ein Ethos aufleuchten, zeigen den Menschen wie die Landschaft in ihrer Verklärung durch eine sittliche Idee.

Da ist zunächst das «*Dengellied*» von *Hans Schütz*. Es steht im Abschnitt «Unser Brot» seines Bändchens «Gedichte», das 1943 in Bern erschienen ist.

Dengellied

Mein Hammer trifft mit hartem Klang
der Sense blanken Gräserfang.

Das klirrt und klingt im Abendrot;
das klirrt und singt ein Lied vom Tod.

«Du weißt, mein Stahl, der Ähren Not,
weißt um der Menschen täglich Brot.

Du weißt, daß Tag aus Nächten steigt
und weißt, daß Sterben Leben zeugt.

Nimm Schlag um Schlag und werde scharf!
Es schneidet nur, wer soll und darf.»

Der Dichter, der den Dengelhammer schwingt, ist, wie Alfred Huggenberger, kein gedankenloser Schnitter, ist nicht der wilde Knabe, der Disteln köpft. Ihn bedrückt es, daß er mit der Sense den Halmen den Tod bringt. Aber er weiß auch, daß die Ähren das köstliche Korn bergen, und daß nur durch ihr Opfer dem Menschen das Brot geschenkt wird. Nicht um ein mutwilliges Töten also handelt es sich hier, sondern um ein streng begrenztes, heiliges, von Gott gesegnetes Tun: um das Schneiden der reif gewordenen Frucht, die der Herr hat wachsen lassen. So darf denn der Dichter, der sein eigenes Feld bebaut, ernsten Sinnes aber getrosten Herzens seine Sense glätten und mit ihr sein hohes Werk verrichten.

Ebenfalls von Hans Schütz, aus dem gleichen Bändchen und Abschnitt, stammen die schlichten Verse «*Lob und Dank*».

Lob und Dank

Jeden Abend, wenn die Sonne sank,
sprach mein Vater leise: «Lob und Dank!

Lob und Dank für jede müde Hand,
die gewerkt im strengen Sonnenbrand!

Lob und Dank für jeden Tropfen Schweiß,
der um eine schwere Garbe weiß!

Lob und Dank für jedes gute Pferd,
das nun frisch des Ackers Furchen fährt!

Lob und Dank in jedem Nachtgebet,
drob des Herren Himmel offen steht!»

Dieser Vater gibt seinem Sohn beides, ein Beispiel treuer Arbeit und ein Beispiel jener Haltung und

Gesinnung, in der allein menschliches Tagewerk recht getan werden kann: der Ehrfurcht vor Gott und der Dankbarkeit für seinen Segen. Als Bauer weiß er sich in besonderem Maße im Dienste des Schöpfers, und die Gnade des Himmels erkennt er nicht erst in der reifen Frucht, sondern schon in jedem treuen Helfer bei der Arbeit, sei er Mensch oder Tier, starker Rücken oder werkgewohnte Hand.

Dank und Ehrfurcht strömen, rein und stark, auch aus den beiden Gedichten «*Frühherbst*» und «*Nach der Ernte*». Sie finden sich im Gedichtband «Aus Tag und Jahr», der Ostern 1946 durch die Vereinigung Oltner Bücherfreunde veröffentlicht worden ist.

Frühherbst

Unter grünen Kronen,
Wo die Schatten wohnen,
Hält der Sommer Rast.
Und ein Kranz von Ähren,
Buntem Obst und Beeren
Schmückt den müden Gast.

Wie ein schöner, alter
Aufgeschlagner Psalter
Liegt das weite Tal.
Wind und Wasser rauschen . . .
Alle Wesen lauschen
Schweigend dem Choral.

Ergriffen und dankbar blickt der Dichter in das weite Tal, das in seiner herbstlichen Pracht und Fülle vor ihm daliegt «wie ein schöner, alter aufgeschlagner Psalter». Es ist ein bestimmtes Tal, eine bestimmte Landschaft, in der ihm solche Gnade widerfährt. Aber diese Bestimmtheit bleibt ohne Bedeutung für das, was ihn bewegt. Darum sind auch keine Merkmale angegeben, daran die Landschaft zu erkennen wäre.

Nach der Ernte

Wir bogen die Nacken
Den Acker zu hacken
Der harrenden Saat.
Du sandtest hingegen
Sonne und Regen
Zu segnen die Tat.

Die Felder erwachten;
Zu goldenen Frachten
Erhob sich das Korn . . .
Du, Wächter und Retter,
Banntest der Wetter
Gewaltigen Zorn!

Wir schritten und schwangen
Die Sensen; sie klangen
In klirrender Hast.
Wir türmten die Fuder
Für Schwester und Bruder,
Gesinde und Gast.

In knisternden Garben,
In Flammen und Farben
Der Sommer versank.
Und was wir erbaten,
Ist doppelt geraten.
Dir, Vater, sei Dank!

Dieser Dichter weiß, daß die Bitte im «Vater unser» nicht lautet: «Gib *mir* heute mein täglich Brot», sondern: «*Unser* täglich Brot gib *uns* heute». Darum kann er in der dritten Strophe sagen:

Wir türmten die Fuder
Für Schwester und Bruder
Gesinde und Gast.

Werner Weber hinwiederum preist, wie Alfred Huggenberger, die Mutter, die den Kindern den Sinn der Arbeit erschließt. Sein Gedicht «Ernte» steht in dem Bändchen «Unter Dach und Himmel», das bei Eugen Rentsch erschienen ist.

Die Ernte

Die Tücher fliegen
blau und weiß,
auf breiten Hüten
brennt hoch herab
hell und heiß
die Sonne.

Frauen bücken
und heben sich,
schreitend
ordnen sie Halme
zu Garben.

Die Stoppeln vernarben,
die Tat ist getan.

Da steht die Mutter,
wir hören sie fragen:
Wißt ihr?
Das ist Brot!

Und wieder gehn wir,
Ordnen Halme —
das ist Brot . . .
Aus den Garben
fällt der Mohn
reif und rot.

Heiß brennt die Sonne vom Himmel. Die Sense rauscht durch das Korn. Breite Hüte tauchen in den Feldern auf und unter. Die Frauen bücken sich nach den gefällten Halmen und binden sie zu Garben. Leicht könnte — zumal bei den jugendlichen Helfern — die ermüdende Arbeit zum mechanischen Geschäft, zum gedankenlosen, ja widerwilligen Tun werden. Da tritt die Mutter unter sie, ermunternd, mahnend, zur Besinnung rufend: Wißt ihr? Das ist Brot!» Auf ihr Wort hin gehen den jugendlichen Ährenlesern die Augen auf, und ihr erlahmendes Schaffen wandelt sich in williges Dienen.

Der Dichter aber weiß das Wunder, daß das Korn in den Ähren sich in das köstliche Brot ver-

wandelt, also in etwas Neues von ganz anderer Farbe und Gestalt, noch im Sinnbild darzustellen: «Aus den Garben fällt der Mohn reif und rot».

Aber nicht nur der Ährenleser, auch der Bursche, der die Milch zur Hütte trägt, darf auf seine Arbeit stolz sein. Er ist der Angesprochene im Gedicht «*Hüttengang*» aus dem Bändchen «Lyrik» von *Urs Martin Strub* und soll wissen: Auch ich stehe im Dienste der Gemeinschaft, und die Milch ist eine Urnahrung und Gabe Gottes wie das Brot. Wohl der Welt, solange es noch fließt!

Hüttengang

Verschränk den Arm und trag die Last,
Die du dir selbst geladen hast.

Froh darf Genäck und Rücken
Sich unterm Tagwerk bücken.

Bei jedem Schritte tropft ein Guß
Vom abendlichen Überfluß.

Der Welt wird Beßres nicht gegeben
Als diese Milch zum alten Leben.

Ihr Blut geht jünger, wo der Gischt
Sich ihrem Strudel untermischt.

Drum trag zur Hütte deine Last,
Die du der Welt gemolken hast.

Es lacht vom Firmamente
Ein Stern in deine Brente.

Ist uns in den bisherigen Gedichten die dörfliche Welt entgegengetreten, so erscheint in der Lyrik von *Walter Dietiker* die Stadt. Auch sie hat ihr Gesicht und ihren Menschen. Die Stadt, in der Walter Dietiker als Beamter gelebt hat und im Jahre 1948 gestorben ist, heißt Bern. Wer sie kennt, denkt an die steinernen Bogengänge oder Lauben, unter denen sich heute Geschäft an Geschäft mit schönen Auslagen reiht, an die Junkergasse mit ihren Patrizierhäusern und an das gotische Münster mit seinem mächtigen, edlen Turm.

Diese Stadt hat Walter Dietiker erlebt, so stark man sie erleben kann. Was er als Dichter zu sagen hat, aber ist bestimmt durch seine Art, die Dinge zu sehen, durch seine Gesinnung, sein Gemüt. Drei Gedichte aus der Sammlung «Meine Welt» mögen davon zeugen. Zwei von ihnen tragen die Überschrift «Stadtlauben» und entfalten sich auf das Kennwort «Einst und jetzt». Beim ersten denkt der Dichter an das Schaufenster eines Modehauses, hinter dem wächserne Puppen in lässiger Haltung elegante Kleider zur Schau tragen.

Stadtlauben I

Hier stemmen Pfeiler sich, die Lasten tragen,
Dort lächeln Puppen glatten Angesichts
Starr hinter Glas mit wächsernem Behagen —
Hier herber Wille, Kraft; dort eitles Nichts.

Wie sieht hier der Dichter das «Einst und jetzt»? So, daß er den Gegensatz von kraftvoller Tat und eitlem Nichtstun an seine Stelle setzt. Der Wille, Lasten zu tragen, den Seinen etwas zu sein, in der Gemeinschaft eine Stelle auszufüllen, die Berührung mit der Arbeit nicht zu scheuen und, wo es nottut, kräftig zuzupacken, hat gegen früher abgenommen. Die wächserne Puppe mit dem glatten Gesicht, die Puppe hinter Glas, ist Wirklichkeit geworden.

Stadtlauben II

Durch enge Lauben drängt und eilt die Menge,
Geschäftsgedanken prägen ihr Gesicht.
Die Lauben aber schauen ins Gedränge
Und sie verstehen all das Hasten nicht.

Sie trachten zu behüten. Zum Verweilen
Und zum Beschauen luden je sie ein.
Gelassen stehn der Pfeiler ernste Zeilen,
Gewichtig, unverrückt ruht Stein auf Stein.

Nur manchmal, in den weichen Abendstunden,
Da lächelt wohl der weiten Bogen Rund:
Es haben Bursch und Mädchen sich gefunden,
Und junge Augen strahlen kerngesund.

Hier bildet die ruhige Gelassenheit der alten und die Hast der neuen Zeit das beschauliche Verweilen bei den Dingen und das oberflächliche Hinweggleiten über sie, das Für-einander-Zeit-haben und das Beständig-auf-dem-Sprunge-sein im Dienste von Geschäften den Inhalt für den Gegensatz von «Einst und jetzt».

Im dritten Gedicht aber sieht sich der Mensch zwischen Zeit und Ewigkeit gestellt.

Das Haus am Rain

Es steht ein Haus am Raine,
Das lauscht hinauf zum Dom.
Das Haus, von grauem Steine,
Lauscht auch hinab zum Strom.

Die blauen Wellen gleiten
Wie Ewigkeitsgesang,
Und wenn die Glocken läuten,
Ist's Erdenzeitenklang.

Und nachts im Glanz der Sterne
Verwebt es traumgeweiht
Die Nähe und die Ferne,
Die Zeit und Ewigkeit.

Das Münster in Bern erhebt sich auf freiem Platz hoch über der Aare. Unterhalb dieses Platzes, gegen den Fluß zu, aber stehen, auf schmalen Terrassen an den Hang gelehnt, die alten Patrizierhäuser. Und nun spricht der Dichter von einem Haus am Rain, das sowohl hinauf zum Münster als auch hinab zum Strome lauscht. Die Glocken im Turme zeigen dem Menschen die Jahre seines Erdendaseins an. Der Strom aber rauscht von Ewigkeit zu Ewigkeit. Er rauschte, noch ehe es hier Menschen gab,

und wird weiter rauschen, wenn der Dom längst zerfallen ist. In der Nacht aber verweben sich dem Haus die Nähe und die Ferne, die Zeit und Ewigkeit, darf es im Glanz der Sterne auch die Klänge jener Ewigkeit vernehmen, für die selbst das Rauschen des Stromes, wie lange es noch dauern mag, ein zeitlich-irdisches Geschehen ist.

Zum Schluß sei noch an drei Gedichten ein Motiv aufgewiesen, das sowohl der städtischen wie der dörflichen Welt angehört, und das noch einmal die Eigenart der schweizerischen Lyrik deutlich machen soll: das Motiv des Brunnens. Wir begegnen ihm zunächst bei *Werner Weber* im Bändchen «Unter Dach und Himmel».

Der Brunnen

Der Abend kommt
unter das breite Dach,
bald schweigt der Hof,
nur der Brunnen
bleibt wach.

Ich will den Becher
auf dem Rande lassen,
vielleicht kommt einer
spät
von dunklen Straßen.
Sieht er dann den Becher
auf dem Rande stehen,
wird er trinken
und dann leichter
weitergehen
durch die Nacht,
und er wird es
seiner Straße sagen:
Diese Nacht
hat man
an mich gedacht.

Daß da einer am Dorfbrunnen an den andern denkt, an den Wanderer in der Nacht, und ihm den Becher bereitstellt, das ist das Entscheidende an diesem Gedicht. Das ist seine Idee, ist das Ethos, das in ihm lebt.

Das zweite Gedicht hat *Urs Martin Strub* zum Verfasser und steht in seinem Bändchen «Lyrik».

Stadtbrunnen

Da steht er treu, jahrhundertalt,
Und tönt uns wie ein Lied der Ahnen,
Des Dagewesenen Gewalt
Rauscht fort im Spiel der Wasserfahnen.

Der Raum um seinen Murmeltrog
Belebt sich nachts mit Traumgestalten:
Wer vormals sich darüber bog,
Kommt schattenhaft, hier anzuhalten.

Du hörst den Klang von manchem Huf,
Das lange Schlürfen frommer Pferde
Und in die Nacht den kurzen Ruf
Des Reiters und den Schlag der Gerte.

Du hörst, wie der ergoßne Strahl
Mit Brummen einen Krug durchwaltet,
Indes im Mondlicht sonder Zahl
Gesprüh der Tropfen sich entfaltet.

Wie Alfred Huggenberger, wenn er abends von der Arbeit heimwärts schreitet, sich von stillen Weggenossen begleitet fühlt — von den Geistern derer, die früher einmal seinen Grund bebaut haben, und denen er sich zu Dank und Rechenschaft verpflichtet fühlt — so vernimmt Urs Martin Strub im Rauschen des Stadtbrunnens das «Lied der Ahnen, des Dagewesenen Gestalt». Verbundenheit mit dem früher Gewesenen, Lauschen auf die Sprache der Vergangenheit, Schöpfen aus dem Born der Geschichte auch hier.

Das dritte findet sich im «Blauen Kalender» von *Georg Thürer*, dem Ordinarius für deutsche Sprache und Literatur wie für Schweizergeschichte an der Handels-Hochschule St.Gallen. Es führt noch einmal ins dörfliche Leben zurück und heißt

Unser Brunnen

Weißt du, wo man des Dorfes Ader fühlt?
Am Brunnen, da die Mütter rüstig sind,
Wo sich der Wanderer die Stirne kühlt,
Und Greise schaun auf Kind und Kindeskind.

Der Steinmetz schnitt den Trog aus einem Block.
Zu Tale zogen ihn wohl hundert Mann
Auf langem Astwerk samt dem Brunnenstock.
Dann hub des Dorfes Herz zu pochen an.

In Pulsen schlägt seither sein Sprudellauf.
Gleichmäßig fließt der Strahl vom Grund zum Spund,
Und hört er eines Nachts zu plätschern auf,
Erwacht man rundherum zur stummen Stund.

Man hält die Hand aufs Herz und dann ans Ohr:
Gewiß, es fehlt etwas, uns dumpf bewußt.
Man spürt es erst, da sichs so jäh verlor
Und zählt ein Weilchen Takte seiner Brust.

An den Aussagen des Dichters ist zweierlei zu beachten: Erstens dies, daß es sich um einen altehrwürdigen Brunnen handelt, daß der Trog aus einem einzigen Block gehauen ist, und daß die Männer eines ganzen Dorfes, ja wohl mehrerer Dörfer, den Stein in gemeinsamer Arbeit von den Bergen heruntergeholt haben: «Zu Tale zogen ihn wohl hundert Mann». Wesentlich ist sodann zweitens, daß sich immer wieder das ganze Dorf um ihn versammelt — Mütter, Greise, Kinder, Kindeskinder — und daß der Wanderer sich gern an ihm die Stirne kühlt.

Ist nicht das Werden und Fortbestehen dieses altehrwürdigen Dorfbrunnens ein Sinnbild für das Werden und Fortbestehen unserer schweizerischen Eidgenossenschaft? Und halten nicht auch wir die Hand aufs Herz und dann aufs Ohr, wenn das Rauschen dieses anderen Brunnens unruhig zu werden oder für Augenblicke auszusetzen beginnt? Schweizerisches Bundesleben — das ist es wohl, wovon in allen diesen Gedichten etwas strömt und kreist.